

«Eine Krankheit berührt unser gesamtes Wertesystem»

Kunst Die aktuelle Ausstellung im Kunstraum Baden erzählt vom Umgang der Kunst mit Krankheit. Die Werke zeigen auch den Schmerz – für den wir keine eigentliche Sprache haben, sagt die Leiterin Claudia Spinelli.

INTERVIEW DIANA FREI

Claudia Spinelli, die Ausstellung «Touch Me I'm Sick» wurde noch vor der Corona-Krise konzipiert. Wovon gingen Sie aus?

Die Motivation war eine persönliche. Ich war selbst schwer krank. Ich begann mich dafür zu interessieren, wie das Thema in der Kunst vorkommt und merkte in Gesprächen, dass auch andere Leute das Bedürfnis hatten, sich damit zu beschäftigen. Weil es sehr direkt mit dem Leben zu tun hat.

In den meisten Werken der Künstlerinnen und Künstler geht es um eine eigene Krankheit. Ist das Absicht oder Zufall?

Ich habe auf Werke verzichtet, die Krankheit sehr allgemein angehen. Die Arbeiten von Menschen, die von einer persönlichen Betroffenheit ausgehen, sind authentischer. Gerade psychische Krankheiten lassen sich auch leicht hochstilisieren und überinterpretieren. Man könnte über Krankheiten die Kaputtheit der Gesellschaft thematisieren. Ich wollte die Krankheit aber genau nicht zur Metapher für etwas Politisches machen, sondern Formen der Betroffenheit und des Umgangs mit dem Schmerz finden. Ich wollte Krankheit Krankheit sein lassen, auch in ihrer ganzen Banalität.

Es geht um Erfahrungen, nicht um Botschaften.

Ja, ausser bei Artur Zmijewski. In seinem Video leiht ein Gesunder einem Einbeinigen quasi sein Bein aus, indem er sich zusammen mit ihm bewegt, fast verschmolzen zu einem gemeinsamen Körper. Zmijewski macht nicht eine eigene Krankheit zum Thema, sondern schafft ein Bild. Ein Wunschbild davon, wie die Gesellschaft funktionieren könnte. Davon, dass die Starken den Schwachen helfen.

«Happy Pills» von Gianluca Trifilò spielt mit Apotheken-Leuchtschriften. Es fällt auch in der realen Welt auf, dass die Werbung in Apotheken oft sehr plakativ ist.

Medikamente muss man in bestimmten Situationen einfach nehmen. Wenn einem nun aber Lust darauf gemacht werden soll, dann gelangen wir bei der Sucht an. Das ist paradox. Trifilò beschäftigt sich aus einer familiären Betroffenheit heraus immer wieder mit Themen rund um die Sucht. Die Glücksversprechen von «Big Pharma» gehören dazu.

Kranke fallen leicht aus dem normal funktionierenden Leben heraus und sind auf sich selbst zurückgeworfen. Kunstschaffende haben eigentlich eine ähnliche Position in der Gesellschaft.

Künstler sind immer randständig. Sie haben keinen Bürojob und sind nicht in dem Mass in die Gesellschaft eingebunden wie die

meisten anderen. Sie gehen am Morgen ins Atelier und stellen sich selbst eine Aufgabe. Dadurch beobachten sie die Gesellschaft von aussen. Von hier aus sieht man die Absurditäten oder die Widersprüche oft besser, als wenn man drinsteckt.

Warum stellt Maya Bringolf kaputte Bürostühle aus?

Sie litt an Stresszuständen, die sie mit dieser Arbeit thematisiert. Natürlich können auch Künstler unter Leistungsdruck kommen. Es ist der Druck, immer wieder etwas Grossartiges präsentieren zu können. Das Bild mit den Löchern im Stuhl ist aus ihrer eigenen sehr körperlichen Erfahrung heraus entstanden und doch allgemeingültig. In «Inhale – Exhale» bohrt sich ein in sich geschlossenes Röhrensystem durch einen Stuhl. Es geht um die Erfahrung, in sich und den eigenen Zuständen gefangen zu sein. Es ist auch ein Bild des Nicht-mehr-kommunizieren-Könnens. Nicht mehr kommunizieren zu können macht krank.

Auf Ihrer Homepage erwähnen Sie Virginia Woolfs Essay «On Being Ill». Woolf sagt, Krankheit und Schmerz seien Erfahrungen, die nicht durch Sprache vermittelbar seien. Die Sprache ist aber in Nicole Schmidts Arbeit zentral. Es ist eine Toninstallation aus Gesprächsfragmenten von dementen Menschen.

Der Verlust der Sprache ist in Schmidts Arbeit das Symptom, nicht die Krankheit an sich. Die Sprache zu verlieren macht einsam. Menschen, die dement sind, wollen sich mitteilen, können es aber nicht. Sie wollen etwas sagen, aber sie verlieren immer den Faden. Für mich ist die Vorstellung schrecklich. Es sind Sätze ohne Inhalt, ohne Kern, ohne Gehalt. Die Arbeit macht auf etwas aufmerksam, was uns beschäftigen muss, weil es immer mehr demente Menschen gibt.

Die Ausstellung heisst «Touch Me I'm Sick». Wie kam der Titel zustande?

Der Satz steht auf einem Ausstellungs-T-Shirt des schottischen Künstlers Ross Sinclair. Es stammt aus einem anderen Kontext, es ging da um einen Rockmusiker. Um eine Lebenshaltung: Touch me I'm sick, ich bin kaputt, mein Leben ist zerstört. Mir gefällt der Widerspruch: Berühr mich, ich bin krank. Es berührt die Pole zwischen Empathie oder Mitleid und Abstossung. Sie bestimmen den Umgang mit Krankheit.

Ross Sinclair ist hier auch vertreten. Seine Arbeit wirkt wild und lebensfroh. Interessant ist, dass ihr Thema der Alkoholismus ist. Sie definieren damit auch die Sucht als Krankheit.

Sucht ist eine Krankheit. Ross Sinclair hat irgendwann gemerkt, dass er zu viel trinkt und dass er damit sich und seiner Familie

- 1 Ross Sinclair, «Touch Me I'm Sick», T-Shirt Painting, 1998
- 2 Maya Bringolf «Inhale - Exhale» 2019, abgefackelter Bürostuhl, Lüftungsröhre
- 3 Anna Jarmolaewa «Mediceische Venus» Lightbox, 2018



schadet. Also ging er zu den Anonymen Alkoholikern. Die haben aber immer – jedenfalls in seiner Gruppe – von Gott geredet. Er glaubte aber nicht an Gott. Deshalb hat er Gott durch die Gitarre ersetzt. Jedes Mal, wenn er genügend zusammengespart hatte, weil er kein Bier gekauft hatte, kaufte er sich eine neue Gitarre und komponierte neue Lieder: ein Lied über seine Tochter, ein Lied über die Orkney-Inseln, wo sein Vater lebt. Er hat sich damit motiviert, den Entzug durchzustehen.

Man spricht unterdessen offen davon, dass Kranksein und Tod ihren Platz in unserem Denken haben sollen. Was hat sich im Umgang mit Krankheit in den letzten Jahrzehnten verändert?

Ich weiss, dass man früher den Patienten verheimlichte, dass sie Krebs haben. Die Ärzte haben Auskunft gegeben, und man traute sich nicht, Fragen zu stellen. Heute sind die Menschen informierter und lassen sich keinen Bären mehr aufbinden. Zudem gibt es mehr Behandlungsmöglichkeiten, was auch zu einer grösseren Offenheit führt. Mit allen negativen Aspekten natürlich – etwa dem, dass damit auch die Technik dominierender wird.

Man weiss: Das kann man reparieren. Sind medizinische Probleme deshalb akzeptierter?

In unserer auf Wellness getrimmten Gesellschaft ist Krankheit immer mit einem Makel behaftet. Krankheit kostet, Krankheit ist lästig. Wenn diese Hemmschwelle überschritten und die Krank-

heit zum Thema werden kann, entsteht aber auch viel Empathie und Solidarität. Letztlich wissen die Menschen, dass Krankheit und Sterben zum Leben gehören und auch sie davon betroffen sind.

Die Ausstellung ist nun nach dem Corona-Lockdown wiedereröffnet worden. Hat sie eine neue Aktualität gewonnen?

Am Anfang des Lockdowns dachte ich tatsächlich: Toll, Treffen! Man darf sich nicht mehr nahekommen, und wir sagen hier «Touch Me I'm Sick». Plötzlich stellt der Satz automatisch zusätzliche Fragen. Unterdessen denke ich, der Lockdown war nicht ein gesundheitliches Ereignis, sondern eine gesellschaftlich-politische Erfahrung. Aber das gilt für jede andere Krankheit auch. Die Fragen, denen wir uns – ob nun mit oder ohne Corona stellen müssen, berühren unser gesamtes Wertesystem. Wieviel darf die Solidarität mit den Schwachen, also den Risikogruppen kosten? Und wie gross ist die Bereitschaft der Gesunden, für die Kranken einzustehen?

«Touch Me I'm Sick – Kunst blickt auf Krankheit», bis So, 5. Juli, Kunstraum Baden, Mi bis Fr 14 bis 17 Uhr, Sa/So 12 bis 17 Uhr, Haselstrasse 15, Bahnhof West, Baden; Eintritt frei. kunstraum.baden.ch